

Umbruchsjahre: Bamberg im Ersten Weltkrieg und in der Revolution 1918/19

Am 12. August 1919 begann in der „Harmonie“ am Bamberger Schillerplatz eine neue Zeit für Bayern. Der Landtag, der mit der Regierung von München, wo Gewalt herrschte, nach Bamberg ausgewichen war, verabschiedete die Verfassung des Freistaats, die „Bamberger Verfassung“. Sie war eine Konsequenz aus grundstürzenden Ereignissen im Spätyahr 1918 – Kriegsniederlage, Sturz der Monarchie, Anbahnung einer parlamentarischen Demokratie –, an die 1914 beim Ausbruch des Krieges niemand gedacht hatte. Wie viel war seither in Deutschland und Bamberg anders geworden!

1. Kriegsausbruch

Anfang August 1914 sollten König Ludwig III. und die Königin die größeren Städte Oberfrankens offiziell besuchen, zunächst vom 1. bis 3. August Bamberg: Feierlicher Einzug, Pontifikalamt im Dom, Stadtbesichtigung im Wagen und auf dem Schiff sowie eine Fahrt nach Vierzehnheiligen, Huldigung der Sänger, Schulkinder und Vereine, Truppenparade, Fackelzug und Feuerwerk, Serenaden und ein Volksfest im Stadtpark, dem Hain. Doch am 26. Juli, wenige Tage nach dem „12. Fränkischen Sängerbundesfest“, das Tausende angezogen hatte, mussten die Bamberger in einem Extrablatt die Absage des Königs lesen. Alle Dekorationen wurden wieder abgebrochen, die gestärkten Kleider der Blumenmädchen, die auswendig gelern-

ten Gedichte und geprobt Chöre, die Speisen und Getränke für Festtafeln und Volksfest wurden nicht mehr gebraucht. Denn inzwischen war aus der Krise, die seit der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaars in Sarajewo am 28. Juni über Europa lag, akute Gefahr geworden. Der große Krieg Deutschlands und Österreich-Ungarns gegen Russland, Frankreich, England, der im Machtkampf des Imperialismus seit Jahren drohte, stand vor der Tür.

Am 1. August abends gab das „Bamberger Tagblatt“ die Mobilmachung bekannt: „*Europas Schicksalsstunde [...] Die Würfel rollen*“. In der nächsten Morgenausgabe hörte man dann die Fanfare „*Klar zum Gefecht [...] Der Sturm bricht los. Schande über die, die in so infamer verbrecherischer Weise den Frieden brachen. Und wenn es eine Vergeltung in der Weltgeschichte gibt, dann muss unsere Sache siegen*“. Man glaubte sich in Deutschland nicht anders als in Frankreich und England in Notwehr, in einem gerechten, ja heiligen Krieg und baute darum auf die Hilfe Gottes sowie auf einen raschen Sieg. Viele fühlten sich wie erlöst – nicht nur von der Ungewissheit der letzten Wochen, sondern von einem jahrzehntelangen äußeren und inneren Druck auf Deutschland: von der Einkreisung durch andere Großmächte, die nun gesprengt, und von der sozialen und politischen Zerklüftung der Klassengesellschaft, die nun im gemeinsamen Kampf überwunden werde. Doppelt gestärkt, müsse das Reich zur Vormacht Europas werden. Zudem erreg-

te das große Geschehen junge Menschen, meist Studenten und Gymnasiasten, oft gleich einem Abenteuer – eine mit Vaterlandsidealismus vermischte Lust am Ausbruch aus dem eintönigen Alltag.

Auch in Bamberg haben sich kriegsbegeisterte Szenen, die von der nun unter dem Kriegsrecht censierten Presse breit kolportiert wurden, als „*Augusterlebnis*“ im allgemeinen Gedächtnis verfestigt: Die „*hochpatriotische Kundgebung*“ der Studentenverbindung Fredericia am Grünen Markt mit Kaiserhoch, Umzüge mit Königshymne und der „Wacht am Rhein“, die Hochstimmung beim Ausmarsch der Ulanen und der Infanterie aus den Kasernen an der Nürnberger und der Pödeldorfstraße, Freiwillige an den Meldestellen, Bürgerfrauen, die sich zum Roten Kreuz, zur Ausstattung der Lazarett oder zur Hilfe für Soldatenfamilien in Not drängten. Und als die Behörden vor Spionen warneten, brach eine Verfolgungsmanie aus; Fremde wurden in Lokalen attackiert und unbekannte Automobile angehalten, weil man in ihnen Gold aus Frankreich für Russland vermutete.

Aber der lärmende Rausch war nur die eine Seite. Auch im Bürgertum gingen nicht wenige sehr ernst in eine „*eherne Zeit*“. Vor allem aber herrschte dort, wo hauptsächlich kleine Handwerker und Arbeiter wohnten, eher eine bekommene Stimmung. Denn die Sozialdemokratie, der hier die Mehrheit folgte, hatte sich bis zuletzt, ebenso wie in Frankreich und England, mit Friedensdemonstrationen gegen den Krieg gestemmt. Außerdem bangten viele einfache Leute, noterfahrenrener als die meist gesicherten Bürger, vor der Einberufung: Wie sollte die Familie ohne den Arbeitslohn des Mannes oder Sohnes durchkommen? Bei Funktionären und in den Zeitungen der SPD gewann zwar, als

der Krieg schließlich ausgebrochen war, die Loyalität zur Nation die Oberhand. Denn man schrieb die Schuld Russland zu, dem Zarenreich, das unter den Sozialisten Europas als *der Unterdrückerstaat* galt. Erhard Auer, der führende Abgeordnete im Landtag, sagte auch für die Sozialdemokraten den Willen zur Vaterlandsverteidigung zu und wurde selbst Soldat. Aber die handfesten Sorgen der Anhänger beschwichtigte das kaum; einfache Leuten meldeten sich weit weniger kriegsfreiwillig als Bürgersöhne. Auch in den Dörfern rund um Bamberg zeigten sich meist nur Burschen kriegsfreudig, die in naivem Kraftgefühl ein Aufbruch aus ihrer engen Lebenswelt lockte. Erfahrene waren bedrückt. Denn zum einen standen die Bauern in der Ernte, für die sie die jungen Männer brauchten, die jetzt eingezogen, und die Pferde, die remontiert wurden; bald sollten Knechte die am dichtesten eingezogene soziale Gruppe werden. Zweitens bangte man generell vor Kriegen; sie hatten oft genug ungeschützte Siedlungen und offene Fluren zerstört und gequälte Menschen verstört. Insgesamt blieben die von den Alltagsmühlen beherrschten einfachen Leute in Stadt und Land häufig nüchterner. Sie sahen die drohenden Belastungen bewusster als die meisten Gebildeten, die, von Ideen geleitet, in ihrem Eifer für Macht und Ehre der Nation den Krieg verkündeten.

2. Kriegserfahrung im Feld und in der Heimat

Doch zunächst bestätigten erste Siegesmeldungen die Euphorie. Überdies stimmte markige Feldpost heroisch wie die eines Bamberger Magistratsrats: „*Unter starkem Kanonendonner sende ich allen Herren des Magistratscollegiums die besten Grüße*“.

Oder sie beruhigte aus der Etappe: „Wir hätten es hier nicht besser treffen können“. Täglich fuhr ein Mann nach Lüttich, um Zigarren, Wurst, Wein zu kaufen – ihr „braucht uns also vorerst nichts zu schicken“ außer Bamberger Zeitungen –, und nach großen Siegen wie dem Fall Antwerpens wurden die Soldaten von den Offizieren zum Wein eingeladen. Blut sah dieser Landsturmunteroffizier zunächst nur von fern, als ihn auf einem verlassenen Kampfplatz „ein wehleidiges Gefühl“ überkam, „wenn man an all den Schmerz und die Seufzer denkt, die hier wohl ausgestoßen wurden“.

Beruhigen sollte auch die Presse. Da in der breiten Bevölkerung Ängste vor Mangel und Geldentwertung umliefen, panisch Spareinlagen abgehoben, Waren gehortet wurden und Bauern ihr Vieh verkauften, warnten Militär- und Zivilbehörden in den Zeitungen scharf vor solchem „Unsinn“. Die Ernte sei „ausgezeichnet“, auch sonst die Versorgung sicher. Auch könne Deutschlands Wirtschaft, anders als die Russlands, den Krieg lange durchhalten, selbst ein ganzes Jahr. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Pflicht in einem Krieg nicht nur um Macht und Ehre des Reiches, um seine „heiligsten Güter“, sondern um abendländische Werte – gegen die Barbarei im Osten wie gegen Materialismus und Unmoral im Westen. Wie nirgends sonst belebe der Krieg in Deutschland Ideale und vereine die Nation im opferbereiten Gemeinsinn eines „Burgfriedens“, den Kaiser Wilhelm II. selbst besiegelte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche“. In diesem Geist verzichteten in Bamberg vor einer kommunalen Ersatzwahl alle Parteien auf einen Wahlkampf. Der Krieg erhielt einen hohen sittlichen Sinn.

Doch das hehre Kriegsbild bekam Risse. Die beim Aufmarsch bewunderte Effizienz der Massenarmeen hochindustrialisierter Staaten führte die Soldaten in

einen technisierten Vernichtungskampf. Auf ihn waren sie weder durch den Kaserndrill vorbereitet noch durch die heroischen Kriegserzählungen in der Schule und bei Sedanfeiern. Die Front mit ihren Qualen und Schrecken wurde zum Schock und trieb in Verzagen, ja Verzweiflung; sie stumpfte dann meist zu einem fatalistischen Überlebenswillen ab, aber konnte auch in Zynismus kippen oder nachhaltig verstören. Die Feldpost trug die Nöte und Ängste nach Bamberg. „Die ersten Tage der Schlacht gingen uns sehr zu Herzen; jedem standen Tränen in den Augen [...] allmählich gewöhnen wir uns daran“. Es wurde über „schreckliche Kälte“ und „große Strapazen“ geklagt – „Wir müssen Tag und Nacht bei Regen und Schnee auf blankem Boden herumliegen“ –, über Tage „im Feuersturm der Flammenwerfer“, über Todesangst in jedem Kampf. Indes auch wer auftrumpfte wie ein Artillerist am Maschinengewehr („wir haben die Franzosen alle weggemäht“), bangte doch um sein Leben: „Hoffentlich wird mich der liebe Gott [...] beschützen, denn ich bette [!] alle Tage ahn [!] ihn“. Und immer wieder gestanden die Männer eine „unbeschreibliche Sehnsucht nach der Heimat“.

Besonders gegenwärtig wurden die Soldaten zuhause, wenn ihre Tapferkeitszeichen in der Zeitung standen. So erhielt ein Gefreiter „gleich in der ersten Schlacht“ das Eiserne Kreuz II. Klasse, ein Oberleutnant nach mehreren Abschüssen im Luftkampf das der I. Klasse und den bayerischen Militärverdienstorden. Aber Stolz und Leid mischten sich: „Meine Lieben. Teile euch mit, daß ich soeben das eiserne Kreuz 2. Klasse erhalten habe. Laßt es im [!] Bamberger Tagblatt setzen. [...] Geschrieben mit linker Hand. Den rechten Arm hat das Eisern [!] Kreuz gekostet“. Aber was wogen generell Auszeichnungen gegen die anschwellenden Gefallenenlis-



Abb. 1: Bamberg: Dom und Neue Residenz im Herbst.

Photo: Dieter Morcinek.

ten? Insgesamt wurden fast 1.100 Bamberger Opfer des Krieges.

Zu den Sorgen um die Angehörigen im Feld kam der Mangel in der Heimat. Nicht nur, weil Deutschland hochgerüstet, aber wirtschaftlich wenig vorbereitet in den Krieg getreten war, da man in allen Industriemächten aufgrund der kapitalistischen Verflechtung mit einem kurzen Entscheidungskrieg gerechnet hatte. Deutschland schnitt eine britische Seeblockade in der Nordsee die wichtigsten Einfuhrströme ab. So griff der Staat, um die Versorgung zu sichern – wobei das Heer stets vor der Zivilbevölkerung stand –, zunehmend in die Wirtschaft ein. Ab 1915 wurden Lebensmittel kontingentiert und die Landwirtschaft unter Ablieferungsdruck gesetzt. Doch weil ihr Dünger- und Futtermittelimporte fehlten, Böden und Geräte übernutzt wurden, viele Bauern und Knechte im Feld standen, auch die Wittring jahrelang ungünstig war, sanken die Erträge. So litten die Städte zunehmend unter Nahrungsmangel.

Auch Gewerbe und Dienstleistungen waren vom Krieg einschneidend betroffen. Anfangs stockten die meisten Betriebe, weil Arbeitskräfte einberufen wurden, Märkte im Ausland verloren gingen, der lokale Kundenkreis schrumpfte. Bald aber prosperierten rüstungswichtige Branchen wie Metall- und Elektrofirmen in Nürnberg und Schweinfurt mit hohen Gewinnen und Löhnen und das bis 1918. Dagegen profitierte die oberfränkische Textilherzeugung nur kurz, als massenhaft Uniformen benötigt wurden. Dann aber hat der Krieg, weil Aufträge ausblieben und es an Baumwolle und Kohle mangelte, der Baumwoll-Spinnerei & Weberei, der größten Bamberger Fabrik mit rund 2.000 Beschäftigten, jahrelang „schwere Wunden geschlagen“, wie der Vorstand für das Jahr 1917 berichtete. Der Betrieb musste

schließlich auf weniger als ein Fünftel eingeschränkt, ein Teilwerk in Zeil ganz stillgelegt werden.

Beschäftigung und Steuerertrag wurden in Bamberg aber auch aufgrund der Stärke des Mittelstands wesentlich gedrückt. Denn besonders Betriebe dieser Größe schlossen zunehmend, weil der Inhaber, Werkführer oder kaufmännische Leiter, von dem sie abhingen, eingezogen oder gefallen war. Gesichert, aber bedrängt war eine andere Gruppe in der Vielzahl weltlicher wie geistlicher Behörden und Schulen. Zu ihnen blieben untere und mittlere Beamte und Angestellte im Einkommen so weit hinter den steigenden Preisen zurück, dass ihr Lebensstandard bis zum Existenzminimum absank; sie, und noch mehr ihre Witwen, hieß es, „können sich nur schwer noch durchbringen“. Zugleich mussten viele, obwohl unterernährt und ständig erschöpft, die Arbeit eingezogener Kollegen mit bewältigen.

Dass der Krieg gewohnte Verhältnisse so erschütterte, hatte zwei auffallende Folgen. Durch den ausgreifenden Mangel entstanden scharfe Verteilungskonflikte, die den Burgfrieden zersetzen. Hinzu kam, dass die Entbehrungen, die viele zu massiver Selbstbehauptung trieben, herkömmliche Werte wie Redlichkeit und Vertrauen schwächten; auf dem Schwarzmarkt war das grell sichtbar. Vor allem ein Kampfdenken, wie es jeder Krieg auch in das Zivilleben trägt, enthemmte Gewalttätigkeit in Wort und Tat. Die Kriegserfahrung veränderte die Gesellschaft.

3. „Durchhalten“

Unter andauernden Nöten und Sorgen wurde aus dem siegesgewissen Aufbruch von 1914 ein zähes Durchhalten. Anfang 1915 feierten die Zeitungen noch – als „Frohe Neujahrskunde“ – die durch viele

Siege, zahllose Gefangene und gewaltige Beute bewiesene deutsche Überlegenheit. Zu Neujahr 1916 druckten sie Tagesbefehle, mit denen König Ludwig III. und der Kaiser vor allem „treue Pflichterfüllung“ beschworen. Und der Regierungspräsident von Oberfranken, Otto von Strößenreuther, berichtete, dass „die erste Kriegsbegeisterung längst verschwunden ist und bei jedermann ein sehnliches Verlangen nach Frieden besteht.“

Das sah man nicht zuletzt an den Kriegsanleihen, neun vom September 1914 bis zum September 1918 aufgelegten langfristigen Anleihen des Reiches bei der Bevölkerung, die rund 60 Prozent der Kriegskosten erbrachten. Die Erträge der ersten stiegen rasch an, doch die 4. im März 1916 enttäuschte; deshalb wurde ab der 5. im folgenden Herbst massiv geworben. Neben den Anleihen setzte die Kriegsführung auf Spenden, die zugleich durch das Opfer, mit dem man den Sinn des Krieges bejahte, die Kriegszustimmung stärken sollten. Dafür veranstalteten Behörden und „vaterländische Verbände“ auch besondere „Opfertage“ mit Militärmusik und Volksfestatmosphäre. In Bamberg wurden es zwischen 1914 und 1918 zehn, meist mit speziellem Motto wie „Tabaktag“, „Soldatenheimtag“ oder 1916 ein „Tag für die Deutsche Flotte“. Er wurde vom Flottenverein mit tausenden Plakaten reichsweit organisiert, durch Pressewerbung sowie in den Schulen vorbereitet und mit einem Kinofilm „Stolz weht die Flagge schwarz-weißrot“ und „Lichtbilder patriotischen Inhalts“ attraktiv gemacht. „Jede, auch die kleinste Spende, wird dankbar angenommen.“

Teilweise wurde mit offenen Spendendlisten gesammelt, die vor allem Wohlhabende in einen Wettbewerb um reputierliche Beträge brachten. Oberbürgermeister Adolf Wächter wandte sich immer wieder

an das „wohlätige Herz der Bamberger“ für Gaben aus „Vaterlandsliebe“, zum Beispiel 1917 zur Errichtung einer Walderholungsstätte für Soldatenfamilien, zur Versorgung von „Minderbemittelten“ mit Lebensmitteln und zu einer Stiftung für Soldatenangehörige in Not. Denn „schrecklich sind die Wunden, die dieser Krieg den Völkern geschlagen und zahllos sind Kummer und Sorgen, die er im Gefolge hat“. Mehrmals gingen große Summen in die örtliche Kriegshinterbliebenenstiftung, weit überproportional von Juden wie 15.000 Mark von Rechtsanwalt Dr. Morgenroth. Insgesamt haben die Bamberger von 1914 bis 1918 fast 800.000 Mark gestiftet und gespendet. Am breitesten aber wurden Sachspenden an Soldaten aus dem eigenen Lebenskreis gegeben. Wohlfahrtsstellen, Pfarrer, Vereine, Freundeskreise schickten zahllose Pakete mit „Liebesgaben“ – Zigarren, Lebensmittel, Bücher und anderes mehr – an die Männer, „die mit der Waffe Haus und Hof schützen“, und bald auch in Gefangenengräber.

Um den Opferwillen anhaltend für den Geist in der Stadt zu nutzen, machte man ihn, nach österreichischem Vorbild, durch die „Nagelung von Kriegswahrzeichen“ an zentraler Stelle dauerhaft sichtbar. 1915 wurde auf dem Maxplatz ein gut lebensgroßer Ritter aus Holz – nach dem Stadtwappen mit dem hl. Georg – aufgestellt, der durch eiserne, silberne und goldene Nägel je nach der Höhe der Spende für Kriegshinterbliebene allmählich eine Rüstung erhielt. Den ersten goldenen Nagel schlug feierlich Erzbischof Jacobus von Hauck ein, umgeben von den Spitzen von Staat, Militär, Kirchen und Stadt, vom Adel der Region, Schulen und Vereinen: „Durchglüht von heiliger Vaterlandsliebe [...] müssen wir Gott danken, daß er uns eine so große, herrliche Zeit miterleben läßt“.

Die Wirkung solcher Appelle freilich ließ seit 1916 deutlich nach. Denn auch die gewaltigen Materialschlachten dieses Jahres mit über 700.000 deutschen Toten brachten den Siegfrieden nicht. Zugleich nahmen die Entbehrungen im Hungerwinter 1916/1917 quälend zu. Jeder Bamberger erhielt wöchentlich nur mehr 150 Gramm Fleisch, wenn überhaupt eines verfügbar war, es gab kaum Kartoffeln, und „*wer keine Beziehungen zum Lande hat, bekommt kein Fett*“. Volksküchen hatten starken Zulauf. Bei einfachen Leuten, denen die Alltagsmühen weniger als im Bürgertum von hochgespanntem Nationalismus und glühenden Feindbildern erleichtert wurden, verlor der Krieg unter solch’ doppelter Versagung zusehends seinen Sinn. Im Arbeitermilieu, wo all’ diejenigen, die durch die Sozialdemokratie klassenbewusst geworden waren, kaum etwas an Obrigkeitstaat und Bürgerkapitalismus band, galt der Krieg immer mehr als Sache der Herrschenden, die nicht mehr mit der Abwehr akuter Gefahren von Volk und Heimat gerechtfertigt werden könne. Damit zerrann auch die Kriegsduldung, zu der die Zustimmung schon häufig gesunken war. Auf andere Weise gaben auch Bauern, bei denen die bestehende Ordnung in der Regel nach wie vor fraglos Gültigkeit besaß, diesen Krieg auf, der trotz enormer Opfer und schwerer Belastungen so sichtbar vergeblich schien. In den Dörfern wurde kolportiert, er werde aufhören, wenn man nichts mehr für die Kriegsanleihen gebe.

4. Verfall der Kriegszustimmung

Um durch Erfolge die Stimmung zu heben, aber vor allem um militärisch wie materiell endlich den Sieg zu ermöglichen, mobilisierte die Reichsleitung noch 1916 alle

Kräfte. Der Oberbefehl ging an Hindenburg und Ludendorff, die im Osten erfolgreich gewesen waren. Vor allem wurde die Wirtschaft, um Deutschlands Ressourcen noch besser auszuschöpfen, einem umfassenden Dirigismus unterworfen. Eine Superbehörde des Reichs verteilte Rohstoffe und Energie, Arbeitskräfte und Kapital, steuerte die Produktion aller Sektoren und lenkte den Konsum gelenkt. Dadurch nahmen Produktion und Effizienz 1917 sichtlich zu.

Dennoch – die militärische wie die wirtschaftliche Kraft reichten letztlich nicht mehr zum Sieg über die um die USA verstärkten Feinde. Ebenso hatte im Innern die Bewirtschaftung, ein unbedachter Effekt, auch klare negative Wirkungen. Denn sie vertiefte faktisch Konflikte. Zum einen wuchs der Abstand zwischen der großen Mehrheit, die darbte, und gut verdienenden Rüstungsarbeitern, satten Bauern – der Regierungspräsident vermerkte ärgerlich, dass „*die fleisch- und fettlosen Tage [...] auf dem Land den gewünschten Zweck nicht erreicht*“ hätten – und Kriegsgewinnern in Handel und Industrie. Zweitens verschärfte die Lenkung und Kontrolle den Gegensatz zwischen Erzeugern und Verbrauchern. Um den Ablieferungswängen zu entgehen, bauten viele Bauern nur mehr zum Eigenbedarf an oder brachten Produkte auf den Schwarzmarkt, was auf dem Land „*immer weniger als Unrecht*“ galt. Das empörte die hungernden Städter, während sich die Bauern oft von den Hamspterern, die seit 1916 bis aus Nürnberg ins Bamberger Land strömten, heimgesucht fühlten. So ging in gegenseitiger Erbitte rung die 1914 beschworene Volksgemeinschaft endgültig unter.

Allenthalben verbreitete sich Kriegsmüdigkeit, da und dort flackerte offene Kriegsverweigerung auf. Auch vor dem



Abb. 2: Die Bamberger St. Martinskirche am Grünen Markt.

Photo: Dieter Morcinek.

Bamberger Rathaus protestierten – was das Kriegsrecht verbot – bereits 1916 vor allem Frauen, die in erster Linie die Nahrungssorgen trugen, gegen den Mangel. Um einer Ausbreitung vorzubeugen, war „*von den Aufläufen*“, so der Stadtkommissar im „Bamberger Tagblatt“, „*nach Erlaß des Gen.Kdos in der Presse nichts zu bringen*“. Seit 1917 nahm die gereizte Stimmung zu. Zwar kam es in Bamberg nicht zu Hungerkrawallen und Streiks wie in den Industrieorten des östlichen Oberfranken, die in Not versanken. Auch der reichsweite Metallarbeiterstreik, der im Januar 1918 Nürnberg, Fürth und Schweinfurt erregte, brach nicht ein. Aber Gruppen von Frauen drangen doch mehrfach in Ämter ein, um Milch für ihre Kinder, höhere Fettrationen, mehr Kartoffeln zu fordern. Dabei hörte man auch schon politische Töne: „*Macht Schluß mit dem Krieg, der Schwindel soll aufhören, gebt uns unsere Männer heraus*“.

In den staatstragenden Gruppen – Beamte vor allem, Bildungs- und Wirtschaftsbürger, häufig auch Handwerksmeister und kleine Kaufleute – zwang man sich trotz enttäuschter Siegeshoffnungen, scharfer Entbehrungen und wachsendem Leid weiter zur Kriegszustimmung. Ja, im Frühjahr 1918, als nach den Friedensschlüssen mit Russland und Rumänien durch eine zunächst erfolgreiche große Offensive im Westen der Sieg endlich doch greifbar schien, besserte sich die Stimmung noch einmal sehr. Dass die neue Zuversicht auch bis zu den einfachen Leuten wirkte, vornehmlich unter Kleinbürgern und Bauern, zeigte die 8. Kriegsanleihe im März 1918: Sie erbrachte den höchsten Betrag überhaupt. Auch wenn ihn die Geldentwertung relativiert, war der Aufwind ganz evident. Umso härter traf es aufmerksame Bürger, die, wie besonders

Männer der Wirtschaft mit Auslandskontakten oder andere mit Kontakten zu höheren Offizieren, seit dem Sommer um das Scheitern der Offensive wussten und die Niederlage nahen sahen. Aber weil sie in ihren Betrieben, in Vereinen, Gemeindekollegien und der lokalen Öffentlichkeit Meinungsführer waren, überspielten nicht wenige ihre Ernüchterung nach außen mit angestrengter Zuversicht. Denn das offizielle Kriegsbild, das aufgrund der Preszensur beherrschend war, verschwieg die aussichtslose Lage. Und die 1917 gegründete „*Vaterlandspartei*“, die noch immer gegen jede Verständigung auf den Siegfrieden setzte, gab dem lautstark Echo.

So gerieten vor allem Amtspersonen, Beamte, Pfarrer, Bürgermeister, in das Dilemma zwischen Einsicht und Verantwortung. Noch im Oktober warb der Regierungspräsident für Standhaftigkeit bis zum ehrenvollen Frieden, als er bereits eine bedingungslose Unterwerfung befürchtete, und mahnte ein Nürnberger Pfarrer zu „*christlicher Zuversicht auf Gottes Durchhülfe [!]*“. Auch Oberbürgermeister Wächter gab etwas Hoffnung, als er die Bamberger beschwore, statt „*Mißtrauen und Verbitterung*“ auf die im Krieg bewährte Notverbundenheit von Stadt und Bevölkerung als Rettung zu setzen: „*tief ernst ist die Zeit. Es geht um unser Leben als Nation, die Wohlfahrt des Einzelnen wie die von Generationen [...] Einmal muß ja die Friedensonne auch uns wieder scheinen*“.

Doch gegen alle Durchhalteappelle wirkte in der breiten Bevölkerung immer stärker ein Hass auf den Krieg, den Urlauber und, trotz aller Zensur, die Feldpost von der Front vermittelten. Denn seit dem Scheitern der Frühjahrsoffensive waren die erschöpften Soldaten meist tief entmütigt. Unter ihrem Einfluss verschärfte sich

das Misstrauen offensichtlich sehr, mit dem generell einfache Leute oft auf Kriegspathos reagieren. Zudem hatten viele in diesem Krieg angesichts der Übermacht der Feinde schon früh der Siegesgewissheit von Obrigkeit und bürgerlicher Öffentlichkeit wenig getraut: „viele Hunde sind des Hasen Tod“. Dass in der Presse Anfang September ein Aufruf Hindenburgs erneut die „Zuversicht zu dem Endsieg“ beschwore, dass noch im Oktober erfolgreiche Abwehr suggeriert wurde, kann kaum mehr ein breites Echo gefunden haben. Dennoch – als man Anfang November plötzlich von der deutschen Bitte um Waffenstillstand las, zerstoben auch letzte, noch immer gehegte Hoffnungen auf eine mögliche Wendung.

Im Bürgertum waren viele wie gelähmt, auf dem Land überwog dumpfe Niedergeschlagenheit, in der man nur mehr die enge Sphäre der unmittelbaren Eigeninteressen wahrnahm. In der Unterschicht der Städte hingegen wuchs eher eine schon seit 1917 merkliche Unruhe – vor allem natürlich in den Industrieorten, aber auch im mittelständisch-bürgerlichen Bamberg. Sie nährte sich nicht zuletzt aus einer kriegstypischen Erosion gewohnter Einstellungen, in der herrschende Werte an Geltung verloren, „Vergnügungssucht“ und Kriminalität zugenommen hatten. Besonders klagten Beamte und Pfarrer über „Rohheit, Übermut und Unbotmäßigkeit der Jugend“, der in einer Gesellschaft mit patriarchalischen Leitbildern nun oft die Väter fehlten. Aus der allgemeinen Sehnsucht nach Frieden wurde in dieser Stimmung – ob protestbereite Erregung, wie sie in der Stadt, oder gereizte Verteidigung der Eigenwelt, wie sie auf dem Land vorherrschte – ein Drängen auf Frieden um jeden Preis. Gewohnte Autoritäten zählten nicht mehr.

5. Eine geordnete Revolution

Eine Revolution wollten die meisten freilich nicht. Aber sie waren zu zermürbt, als dass sie sich noch für eine mit den Kriegsnöten belastete politische Ordnung eingesetzt hätten, für einen König, der im Krieg viel Kredit verloren hatte. Erschöpfung, Autoritätsverfall und Friedensverlangen griffen so ineinander, dass durch die Nachrichten vom militärischen Zusammenbruch Anfang November eine revolutionäre Situation möglich wurde: Eine zum Umsturz entschlossene Minderheit konnte die Monarchie beseitigen, weil die Mehrheit sie gewähren ließ. Am 7. November 1918 putschte in München nach einer geordnet verlaufenen Friedensdemonstration eine Gruppe von Parteimännern, Arbeitern und Soldaten, an der Spitze Kurt Eisner, der Führer der Unabhängigen Sozialdemokraten, einer Abspaltung von der SPD, in Bayern. Sie gewann gewaltlos die Hauptstadt. Der König, von Ministern, Beamten und Militär verlassen, floh. Am nächsten Tag verkündeten Plakate „Die bayerische Republik wird hierdurch proklamiert [...] Die Dynastie Wittelsbach ist abgesetzt“, nach über 700 Jahren Herrschaft.

Als der Umsturz die Städte Frankens erreichte, formierte sich in Bamberg am Abend des 10. November aus einem turbulenten Auflauf am Grünen Markt ein Demonstrationszug mit roter Fahne zum Schillerplatz. Am Sonntag, den 11., riefen SPD und Gewerkschaftskartell zu einer Volksversammlung auf dem Maxplatz auf: „An die Gesamteinwohnerschaft Bambergs. Die Weltrevolution ist auf dem Marsch [...] Das Volk hat die Regierung übernommen. Es lebe die Republik! Es lebe der Frieden! [...] Wir verlangen die Unterordnung sämmlicher [!] hiesiger amtlicher und mi-

litärischer Stellen [...] Von der Einwohnerschaft erwarten wir, daß die peinlichste Ordnung und Ruhe bewahrt bleibt, daß besonders jeder Eingriff in das persönliche Eigentum vermieden wird, andernfalls die strengsten Strafen zur Anwendung kommen müssen“. Die Sozialdemokraten, Partei wie Gewerkschaft, beschworen zusammen mit dem Oberbürgermeister erneut Ruhe und Ordnung.

Die Macht, die dem Volk, dem neuen Souverän, zugefallen war, organisierte sich wie überall im Reich rasch als Delegierten-demokratie: Ein Arbeiter-, Bürger- und Soldatenrat tagte vom 15. November an in der „Wilden Rose“. Stadtverwaltung und Garnison unterstellten sich ihm. Diesem Rat gehörten, anders als vielerorts, neben einer linken Mehrheit auch liberale und katholisch-konservative Männer an; auch wenn er die Gesellschaft der Stadt nicht widerspiegelte, vertrat er sie doch insgesamt. Daher konnten das Revolutionsorgan und die alte Stadtführung leichter gemeinsam handeln. Der Rat drängte denn auch eine radikale Gruppe ab und unterstützte die Polizei energisch gegen tumultuierende Jugendliche. Für Bamberg galt besonders, mehr als für Bayreuth oder Hof, was der Regierungspräsident nach München berichtete: „*Die eingetretene Umwälzung [...] hat sich [...] in Oberfranken in der Hauptsache ruhig und ohne Störung vollzogen. Die Behörden haben sich auf den Boden der Tatsachen gestellt und ohne Unterbrechung im Interesse der Allgemeinheit weiter gearbeitet*“. Der gewaltlose Übergang wurde nur einmal kurz gestört. Am 26. Februar 1919 brachen nach der Trauerfeier für den ermordeten Ministerpräsidenten Eisner einige Bewaffnete mehrere Glockentürme auf, weil das aus München angeordnete Trauergeläute auch hier von Pfarrern dem Sozialisten, der die Schule

von der Kirche getrennt hatte, verweigert wurde. Insgesamt blieb Bamberg in einer Zeit gewaltssamer Konflikte, grassierender Umttriebe, zahlreicher Diebstähle bemerkenswert ruhig und sicher.

Die Kontinuität der Verwaltung half der Bevölkerung entscheidend über die schwierigen Nachkriegsmonate hinweg. Da die britische Seeblockade bis Sommer 1919 anhielt, auch der Eisenbahntransport im Reich und zu den Nachbarn häufig stockte, ließ zum einen der Mangel aller Art nicht nach. Vor allem Kohle, der Hauptenergielieferant, war äußerst knapp. Das erschwerte der Wirtschaft zusätzlich die gewaltige Aufgabe – das zweite Problem – der Umstellung vom Krieg auf den Frieden. Sie kämpfte damit, dass alte Bezugs- und Absatznetze verloren, Maschinen verschlissen und die Menschen erschöpft waren. Drittens war nach dem Kriegsende durch den Waffenstillstand vom 11. November ein Millionenheer zu demobilisieren. Als die Truppen in die Garnison zurückkehrten, Anfang Dezember das 5. Infanterie-Regiment, Anfang Februar 1919 die Ulanen, wurde die „*Helden-Heimkehr*“ beim Einzug sowie mit einem besonderen Ehrenfest in der Concordia feierlich-bewegt begrüßt. Das „*Bamberger Tagblatt*“ versicherte – ein Beispiel, wie die Dolchstoß-Legende vordrang –, dass nicht das Heer im Kampf, sondern die Heimat moralisch versagt habe: „*Der Krieg ist verloren, aber besiegt sind unsere Braven nicht [...] Ihr habt Taten verrichtet, von denen noch die spätesten Zeiten reden werden*“. Im Herbst 1919 kamen dann auch die meisten Kriegsgefangenen heim. Im Alltag haben die Soldaten freilich auch belastet. Sie schmälerten die Lebensmittel weiter, brachten oft rohen Umgang und radikale Gesinnung in die Wirtshäuser und störten, da zum Teil länger ohne Ar-

beit und vergnügungsgierig, durch Unruhe auf den Straßen und mancherlei Kleinkriminalität. Bei der Auflösung der Truppen und einer ersten Wiedereingliederung ihrer Männer spielte neben der Verwaltung der Arbeiter- und Soldatenrat eine wichtige, hilfreiche Rolle.

Ansonsten verlor der Rat bis zum Frühjahr 1919 rasch an Bedeutung. Zum einen unterlag er Kompetenz und Routine der Verwaltung am Ort, zum anderen setzte sich auf der Verfassungsebene die parlamentarische Demokratie gegen das Rätemodell durch. Denn die Sozialdemokratie gab die ihr zugefallene Macht durch Wahlen zum Reichstag und zum Landtag im Januar an eine Repräsentation der gesamten Gesellschaft zurück.

6. Hauptstadt auf Zeit

Von der entschiedenen Linken wurde diese neue Ordnung allerdings nicht akzeptiert. Sie wollte eine Räterepublik mit der Herrschaft der Arbeiterklasse und die Vollendung der nach dem politischen Umsturz im November 1918 abgebrochenen Revolution zur gesellschaftlichen Umwälzung. Anfang April 1919 gewann sie in der Hauptstadt die Oberhand gegen die nach Eisners Tod vom Landtag bestellte Regierung des Mehrheitssozialdemokraten Johannes Hofmann. Mehrere Städte Südbayerns folgten, ja, kurzfristig setzten sich Räte bis Nürnberg, Fürth und Würzburg durch.

Die Regierung wlich, wie eingangs erwähnt, von München nach dem auffallend ruhigen Bamberg aus. Dort war die Garnison loyal, die Stadtührung versprach Sicherheit und unbehinderten Amtsverkehr und bemühte sich inmitten der allgemeinen Not eifrig um Unterkunft und Verpflegung. Zwischen 7. und 10. April bezog

die Regierung die Residenz – außer den Ministerien für Justiz und Verkehr, die im Gerichtsgebäude bzw. im Bahnhof unterkamen –, der Landtag die „Harmonie“. Angesichts des überall latenten Bürgerkriegs, der Anschläge befürchten ließ, sicherte die Stadt die Gebäude mit Stacheldraht und doppelten Bewachungslinien, sperrte den Domplatz für allen Verkehr und verhängte eine Ausgangssperre von 22.30 bis 5.00 Uhr. Für Wach- und Kontrolldienste stellte sie fünf Kompanien einer bewaffneten Bürgerwehr auf. Es gab denn auch nur wenige Ruhestörungen.

Die Bamberger ertrugen die mannigfachen Einschränkungen geduldig. Die Arbeit von Regierung und Landtag berührte sie wenig, aber sie erlebten Minister beim Essen in Scheiners Weinstube am Fuß des Dombergs und Abgeordnete abends in der Brauerei auf dem Michelsberg beim Tarock. Dabei ergab sich mancher gesellige Kontakt. Auch sah man erfreut Abgeordnete und ein Kabinettsmitglied am Höhepunkt des katholischen Bamberg, der Fronleichnamsprozession, teilnehmen.

Doch im äußeren Idyll dieser Hauptstadt auf Zeit blieb das harte Leitziel der Regierung, die richtige Hauptstadt zurückzugewinnen und damit Autorität im ganzen Land. Das konnte, da sich die Räterepublik in München bis zur Diktatur sowjetrussischer Abgesandter radikalierte, nur gewaltsam geschehen. Hofmann warb deshalb in allen Schichten und Milieus eindringlich für Freikorps: „*In München rast der russische Terror, entfesselt von landfremden Elementen. Diese Schmach Bayerns darf keinen Tag [...] weiter bestehen. Hierzu müssen alle Bayern helfen, ohne Unterschied der Partei*“. Die katholische Kirche sprang ihm mit ihrer Breitenwirkung bei. Bamberg Weihbischof Adam Senger veranlasste einen

bayernweiten Kanzelaufspruch, „*daß möglichst viele tüchtige Gemeindeangehörige dem Rufe der Freikorps folgen*“. Andererseits vermied der Erzbischof auf dem Domberg jeden Kontakt mit dem Ministerpräsidenten. Denn weltanschaulich lag ein Graben zwischen ultramontanem Katholizismus und laizistischer, zum Teil atheistischer Sozialdemokratie; ihn überbrückte jedoch vorübergehend die akute Bedrohung der bürgerlichen Ordnung, gegen die SPD und Gewerkschaften der wichtigste Damm waren.

Mit dem Appell „*Die höchste Not des Vaterlandes erfordert schnellste Hilfe!*“ wurden im Schützenhaus am Schönleinsplatz Freiwillige für das Freikorps Bamberg geworben. Dieses kam zwar erst nach München, als die Räterepublik Anfang Mai bereits grausam niedergeschlagen worden war. Aber es half, die alte Ordnung wiederherzustellen – und trug mit dieser Erfahrung nach der Rückkehr dazu bei, dass auch Bambergs politische Kultur im liberalen wie im katholischen Lager einen nationalkonservativen Zug erhielt und die Sozialdemokratie, die nun nicht mehr gegen die radikale Linke nötig schien, erheblich an Gewicht verlor.

Inzwischen wurde der Landtag am 15. Mai im Kaisersaal der Residenz eröffnet; dabei protestierte er sogleich gegen die eben verkündeten harten Friedensbedingungen von Versailles. Ab dem 21. Mai beriet er in der „Harmonie“ eine neue, demokratische Verfassung für Bayern, die innerhalb der in Weimar beratenen Reichsverfassung zu regeln war: Republik, parlamentarische Regierung und liberaler Rechtsstaat, mit einer hohen Kontinuität staatlicher Institutionen und Normen und ohne Eingriffe in die Gesellschaft. Diese

sogenannte „Bamberger Verfassung“ wurde am 12. August 1919 beschlossen. In den folgenden Tagen verabschiedeten sich Regierung und Landtag mit einem Empfang, einer Spende von 24.000 Mark für soziale Zwecke und einem Dank in der Presse für die Gastfreundschaft der Bamberger: Durch sie „*allein ist es [...] möglich gewesen, ungehemmt von Terror und Gewalt weiterzuarbeiten*“. Nachdem bereits zwei Ministerien – Militär und Verkehr – vorausgegangen waren, kehrten am 17. August Minister, Beamte, Abgeordnete mit einem Sonderzug nach München zurück.

Bamberg, die gemäßigte Stadt, hatte ihnen – abgeschirmt vom Bürgerkrieg – die nötige Sicherheit und Ruhe geboten, Bayern nach schwerer Kriegsüberlastung und gesellschaftlicher Zerrüttung, nach traumatischer Niederlage und politischem Umsturz wieder die erste Grundlage einer Staatsordnung zu geben, die Neues und Altes tragfähig verbinden sollte. Dadurch ragt es aus den Mittelstädten des Landes entschieden heraus. Die Kräfte, denen diese Ordnung schon nach einem guten Jahrzehnt erlag, sind von anderen Orten ausgegangen.

Unser Zweiter Bundesvorsitzender Prof. Dr. Werner K. Blessing studierte Geschichte, Germanistik, Philosophie und Politische Wissenschaft in München sowie Amsterdam und ist Universitätsprofessor i.R. an der Universität Erlangen-Nürnberg, wo er von 1989 bis 2007 Neuere Geschichte und Landesgeschichte lehrte. Seine Anschrift lautet: Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen, E-Mail: werner.k.blessing@t-online.de.